

Den Fünfer und das Weggli kann man nicht zugleich haben

Bth. Dieser Tage ist — wie im heutigen Morgenblatt berichtet — eine Delegation des Gewerkschaftsbundes, geführt von den Nationalräten Arthur Steiner, Hermann Leuenberger und Max Arnold, bei Bundespräsident Rubattel gewesen. Zweck ihrer Vorsprache war es, den Bundespräsidenten als Chef des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes vor Preissteigerungen zu warnen. Das Präludium zu dieser Unterhaltung war schon einige Tage vorher in der «Gewerkschaftskorrespondenz», dem offiziellen Pressedienst des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, zu lesen. Das, was nunmehr im Communiqué aus Bern zu lesen war, stellt nur einen Auszug aus dieser Verlautbarung dar.

Dass sich der Gewerkschaftsbund gegen die Mietpreiserhöhungen wehrt, liegt auf der Linie seiner gegenwärtigen Politik: Man will sich die Chancen der Preiskontroll-Initiative nicht nehmen lassen. Und dass man ferner das Ruchmehl weiter verbilligen will, hat ebenfalls seine guten Gründe: Es würde sonst wiederum ein staatlicher Eingriff dahinfallen, den die führenden Gewerkschaftsfunktionäre in ihrer Eigenschaft als sozialdemokratische Parlamentarier nicht gerne preisgeben. Die beiden Seelen in ihrer Brust streiten sich eben wie überall, und in diesem Fall scheint die sozialistische die Oberhand gewonnen zu haben.

Item, es geht uns in diesem Falle weniger um das Ruchbrot, ist doch das Weggli, von dem im Titel die Rede war, in der Regel nicht aus Ruch-, sondern aus feinem Weissmehl. Sondern es geht uns, wie ja auch dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund (siehe Communiqué im Morgenblatt), um die Milch — darum, dass wieder von einer Erhöhung des Milchpreises gesprochen wird. Bedingt ist dieses Reden durch die neue Milchschwemme, die, verursacht durch das viele importierte Kraftfutter und durch die lang in den Herbst 1953 hineindauernde Grünfütterung. Die Bauern haben zu viel Milch und verkaufen zu wenig Käse, und deshalb muss mehr Butter verkauft werden.

Dadurch werden die Butterimporte reduziert und auch die Ausgleichsabgabe (Differenz zwischen billiger Auslandbutter und teurem Inlandpreis) vermindert, was zur Folge hat, dass die Butter nicht mehr mithelfen kann, die Konsummilch zu verbilligen. Dieses komplizierte Spiel von behördlicherseits sanktionierten Verbandsmanipulationen droht sich hoffnungslos zu verwirren, und die Folge des grossen Milchangebots ist nicht eine angemessene, marktkonforme Verbilligung, sondern dass wir die Milch, die wir trinken, teurer bezahlen müssen. . . Das Ganze ist so widersinnig, dass man sich hin und wieder fragt, ob man träume, aber wenn man sich kneift und hellauf wach ist, bleibt es dabei.

Der Milchpreis ist ein empfindlicher Barometer: Die Bauern werden nervös, wenn sie zu wenig Geld für die Milch erhalten, und die Konsumenten werden nervös, wenn sie für die Milch wieder einen Rappen mehr bezahlen müssen. Die Milch ist — um den «Faust» zu variieren — ein besonderer Saft, und an den Kämpfen um die Milch erkennt man auch die Problematik der ganzen gegenwärtigen Wirtschaftspolitik. Gravierend ist dabei, dass der

Ein fruchtbares Gespräch zwischen den Konfessionen

rg-Hüben und drüben des seit mehr als vier Jahrhunderten quer durch die Christenheit verlaufenden konfessionellen Grabens hat man die Köpfe geschüttelt, als die Katholische Volkshochschule Zürich zu einer interkonfessionellen Studientagung mit dem Thema «Möglichkeiten und Grenzen konfessioneller Verständigung» eingeladen und die Reformierte Heimstätte Boldern ob Mändorf ihre Räume für dieses Gespräch zur Verfügung gestellt hat. Denn obwohl man im schweizerischen Alltag mit der grössten Selbstverständlichkeit zusammen arbeitet und politisiert, turnt und musiziert, isst und Militärdienst leistet, so ist man es doch nicht gewohnt, zu einer Aussprache über den Graben hinweg zusammenzuerufen zu werden. Im allgemeinen wird die konfessionelle Frage in grösseren ausserkirchlichen Zusammenkünften ja taktvoll geschwiegen. Kirchliche Aussprachen aber ermangeln — beidseitig — des Gesprächspartners. In der Reformationszeit, so lange die Fronten noch offen waren, geriet, oder leider eher: missriet zwar manche Disputation über Glaubensdinge. Aber in neuerer Zeit wagten, wenigstens in der Schweiz, nur sehr kleine Gruppen, Fühlung miteinander aufzunehmen.

Für gewöhnlich wird im geschlossenen, eigenen Kreis debattiert und geurteilt. Es sei vorausgeschickt, dass mehrere Dutzende von Interessenten abgewiesen werden mussten, da die Tagung auf 140 Teilnehmer beschränkt werden musste. Obgleich nur persönliche Einladungen ergangen waren, sties der Versuch auf grösstes Interesse. Er hätte sich aber selbst dann gelohnt, wenn er unbefriedigend ausgefallen wäre. Aber es ist nach unserer Ansicht verhältnismässig viel erreicht worden am letzten Sonntag auf Boldern. Verhältnismässig: Man hüte sich davor, nun vom Anbruch einer engen Zusammenarbeit zu träumen oder gar den Anfang einer Wiedervereinigung der Kirchen zu erspähen. Die vier hauptsächlichsten Sprecher konnten nicht deutlich genug betonen, dass von Bekehrungsabsichten, von einem Ueberzeugen wollen des andern oder von irgendwelchen schwärmerischen kirchlichen Einigungsbestrebungen nicht die Rede sein dürfe. Bisherige Versuche in dieser Richtung sind meistens daran gescheitert, dass man zu hoch griff.

Dr. Hans Feiner, Professor der Dogmatik am Priesterseminar in Chur, erklärte klar und deutlich, dass der Katholizismus den Protestantismus als Häresie ablehnen müsse, dass eine gemeinsame Kirche für die Katholiken nur unter päpstlicher Führung je in Frage käme. Pfarrer Hans ten Doornkaat, der im Auftrag des reformierten Zürcher Kirchenrates sich mit ökumenischen Fragen befasst, wies mit gleicher Deutlichkeit auf diese Grundfrage zwischen den Konfessionen hin, die es verständlich macht, dass die Katholiken an den ökumenischen Weltkonferenzen nicht teilnehmen können. «Aber wir sind wie getrennte Verwandte», betonte er. «Zwar getrennt, aber doch zusammen gehörend.» Die Glaubensstrennung selbst wurde vom Katholiken Dr. Feiner ausdrücklich als menschliche Schuld auf beiden Seiten, vom Protestanten Professor Fritz Blanke als Aergernis, als «Skandal» bezeichnet, als Wunde am Leib der Christenheit, der eins sein sollte. Die früher zuweilen gehörte These, dass sich die göttliche Offenbarung eben in den verschiedenen Kirchen auf verschiedene Weise spiegle, wurde nirgends vertreten.

Im Gegenteil: Von manchem Teilnehmer mag es schmerzlich empfunden worden sein, dass die am Vormittag in der lieblich über dem Zürichsee gelegenen Heimstätte Ankommenden durch zwei auseinanderweisende Schilder zu den beiden getrennten Gottesdiensten geführt wurden. In der Andacht für die Protestanten warnte Professor Blanke vor drei Ver-suchungen bei der Begegnung mit dem Katholizismus:

vor dem Neid, vor der Nachahmung und vor der Angst. Die gleichen Punkte berührte er auch in seinem Vortrag vor der gesamten Teilnehmerschaft, die sich dann übrigens nicht in zwei Heerlager trennte, sondern in bunter Reihe zuhörte: der katholische Professor neben dem reformierten Pfarrer, die Lehrschwester in der Ordenstracht neben dem protestantischen Arzt. Hauptsächlich die Angst voreinander und das Misstrauen in den eigenen Reihen gelte es zu bekämpfen, sagte Professor Fritz Blanke, Professor für Kirchengeschichte an der Zürcher Universität. Der reformierte Sprecher widerlegte verschiedene «Legenden», so jene vom katholischen Vormarsch in der weiten Welt oder in der Schweiz. Im Gegenteil: In Südamerika, in Spanien und Süditalien zeige sich der Protestantismus von grosser Kraft, und in der Schweiz habe sich seit der ersten Volkszählung vor hundert Jahren das zahlenmässige Verhältnis nicht geändert. Andere Legenden zerstörte der bischöfliche Kommissar des Kantons Zürich, Dr. Alfred Teobaldi. Zum Beispiel jene von der finanziellen Macht des Klosters Einsiedeln, das Warenhäuser besitze, oder jene von der kirchlichen Unterstützung an Katholiken, die in die Diaspora ziehen. Die Angst voreinander, auch Unverständnis und Unkenntnis des christlichen Teils jenseits des Grabens, vertiefte diesen immer wieder. Schmerzlich sei es, an die schönen Worte und Sätze des Verständnisses von 1940 zu denken. Denn seit Kriegsende seien die konfessionellen Spannungen in der Schweiz merklich schärfer geworden. Dr. Teobaldi sieht die Wurzeln vor allem im Machtbewusstsein der jeweiligen Mehrheit; und Macht ist böse.

Es bedeutet schon etwas, wenn ein interkonfessionelles Gespräch in solcher Freiheit geführt werden kann. Wenn die Protestanten den Katholiken sagen können, dass nach der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes von 1870 das Dogma von der Himmelfahrt Marias Anno 1950 als stärkster Schock empfunden worden sei. Es wurde in Boldern ehrlich geredet; dem «konfessionellen Frieden aus Verbildung» wurde das Wort wahrhaftig nicht gesprochen. Dennoch ist man — ohne Illusionen — einander näher gekommen. Es wurde sehr entschieden die Forderung aufgestellt, dass man mehr voneinander wissen müsse, dann könne man sogar voneinander lernen. Dr. Teobaldi nannte einige Notwendigkeiten, über die sich die Konfessionen über den Graben hinweg einig sind. Zusammenspannen täte not im Kampf für die Sonntagsheiligung, gegen die überhandnehmende Unsittlichkeit und für die christliche Grundlage der sozialen Fürsorge.

Professor Blanke empfahl der Versammlung zehn Gebote, deren Annahme stillschweigend gebilligt wurde. Die wichtigsten davon lauten: Das Böse durch das Gute überwinden; sich vor Verallgemeinerungen und vorschnellen Urteilen in acht nehmen; sich nicht freuen über die Schwächen der andern, sondern über ihre Stärke; der Gegenseite nicht zuerst Schlechtes zumuten und das Gute als Taktik, Tarnung oder Leimrutenstellen auslegen; sich selbst prüfen, bevor man den andern die Fehler vorhalte; sich hüten vor konfessioneller Selbstüberschätzung und vor der Geringschätzung des andern Bekenntnisses; sich von Leidenschaftlichkeiten fernhalten und — das scheint uns wichtig! — alles daran setzen, um aus Schul- und Geschichtsbüchern offensichtliche tendenziöse Unrichtigkeiten und Verzerrungen gegen die andere Konfession auszumergen.

Die Teilnehmer der Tagung wünschten diese zehn Gebote schriftlich heimehmen und aufbewahren zu dürfen. Wenn sie beherzigt und befolgt werden, dann war dem Wagnis von Boldern sicher Erfolg beschieden.

Die Zürcher Frauen mindern Rechts

ftb. «Der Wille lockt die Taten nicht herbei; der Mut stellt sich die Wege kürzer vor» ist man mit Goethes Antonio in «Torquato Tasso» zu sagen versucht, wenn man verfolgt, wie der Zürcher Kantonsrat gestern die angeregte Probeabstimmung der Zürcher Frauen verwarf. Vor einem Jahr hatte der Kantonsrat eine Motion des kommunistischen Rechtsanwalts Ernst Rosenbusch, in der kurz nach der Genfer Probeabstimmung eine Befragung der Zürcherinnen verlangt wurde, mit 67 gegen 47 Stimmen an die Regierung überwiesen. Unterdessen ergab nun die Abstimmung der Frauen von Basel ein ähnliches Resultat wie jene von Genf: Die Frauen selbst wollen auch am politischen Geschehen Anteil nehmen, mit dem gleichen Recht, mit dem erwerbstätige Frauen zum Steuerzahlen angehalten sind. Aber gestern schien der Kantonsrat vor seinem eigenen Mut zu erschrecken, und er machte Rechtsumkehr!

Nicht etwa, dass die Regierung für ihren Antrag, die Motion abzuschreiben, irgend eine neuartige Begründung gefunden hätte, nein! In der Waagschale gegen die Probeabstimmung fielen einmal die Kosten von rund 80 000 Franken. (Der Kanton Zürich hat ein Budget von 300 Millionen!) Dann aber und vor allem sei die Abstimmung zu verwerfen, weil sie den Frauen nichts nütze, wie denn die Genfer Männer den Genferinnen das Stimmrecht nach der Probeabstimmung demonstrativ verweigert hätten. Und schliesslich seien sogar die Frauenorganisationen gegen die Generalprobe. Ueberdies fehlen die Rechtsgrundlagen und gebe es in den Gemeinden keine Stimmregister für Frauen. In dieser Hinsicht hat ja wirklich der Kanton Zürich mit seinen vielen Gemeinden die grösseren Schwierigkeiten als die Stadtkantone Genf und Basel. Immerhin erklärten sich 94 von 171 Gemeinderäten bereits, auf eigene Gemeindekosten eine Probeabstimmung durchzuführen, wenn die Regierung dies wünsche.

In der Debatte über den Kommissionsantrag, der mit der Haltung des Regierungsrates übereinstimmte, erklärte sich nur ein einziger Redner, der evangelische Seminardirektor Konrad Zeller aus Herriberg, als Gegner des Frauenstimmrechts, aber gerade er unterstützte dennoch die Probeabstimmung. Andere deckten sich einfach dadurch, dass sie sich gegen die «unnütze» Befragung wandten und im übrigen — wie der freisinnige Kommissionspräsident Dr. H. Duttweiler von Zürich — auf den langen Weg einer Erweiterung des partiellen Stimm- und Wahlrechts anlässlich gelegentlicher Gesetzesrevisionen verwiesen. Das heisst, man wollte schon, aber man wagte nicht, wobei «gewisse rechtliche Bedenken» ganz gelegen kamen zur Verschleierung der Gewissensfrage. ob dadurch den Frauen nicht ein Recht vorenthalten werde. So wurde schliesslich die Motion mit 83 zu 75 Stimmen abgeschrieben; dafür erklärten sich die Sozialdemokraten, dagegen die Bauern, während sich die übrigen Fraktionen gespalten sahen.

Kleine Schweizer Nachrichten

Rettung der alten Kirche von Flüelen?

= Im Kanton Uri ist unter Mitwirkung des Heimatschutzes eine Vereinigung zur Rettung und Restaurierung der alten Kirche von Flüelen gegründet worden. Die wertvolle Spätbarockkirche aus dem Jahr 1664, welche das urreinische Landschaftsbild ganz wesentlich mitbestimmt, ist 1912 dem kirchlichen Gebrauch entzogen und profanen Zwecken dienstbar gemacht worden. Sie hat dabei so schweren Schaden gelitten, dass heute ihr Abbruch erwogen wird.

Notizen

In Muotathal haben die Stimmberechtigten mit 273 gegen 229 die Einführung der geheimen Urnenwahl beschlossen; für Sachfragen gilt nach wie vor das offene Handmehr.

traute, aber wenn man sich kniet und hernach wach ist, bleibt es dabei.

Der Milchpreis ist ein empfindlicher Barometer: Die Bauern werden nervös, wenn sie zu wenig Geld für die Milch erhalten, und die Konsumenten werden nervös, wenn sie für die Milch wieder einen Rappen mehr bezahlen müssen. Die Milch ist — um den «Faust» zu variieren — ein besonderer Saft, und an den Kämpfen um die Milch erkennt man auch die Problematik der ganzen gegenwärtigen Wirtschaftspolitik. Gravierend ist dabei, dass der Schweizerische Gewerkschaftsbund nicht begreift, dass er mitgeholfen hat, diesem wirtschaftlichen «Andersdenkertum» Vorschub zu leisten. Denn nur dank seiner Unterstützung ist es möglich gewesen, das noch nicht ausgereifte Landwirtschaftsgesetz in die Scheune zu bringen...

Wenn man sich in Bern über die Bewegungen am Preismarkt beklagt und von «dreifacher Gefahr für den Konsumenten» spricht, sollte man sich gleichermaßen auch eingestehen, dass man mindestens eine dieser drei Gefahren selber verschuldet hat. Man kann eben nicht zugleich den Fünfer der Staatswirtschaft und das Weggli der billigen Preise haben. Das schliesst sich aus, und die drei Nationalräte, die Herrn Rubattel ihre Aufwartung gemacht haben, sollten sich wohl zuerst einmal an der eigenen Nase nehmen. Denn in h n e n verdanken die Konsumenten die Gefahr der Preiserhöhung im «Milchsektor». Aber das gesteht man sich begreiflicherweise nicht gerne ein und erst recht nicht den Gewerkschaftern als Staatsbürgern, und geht daher lieber ins Bundeshaus: Staat hilf!

Fest in Spanien

In den Strassen nahe beim Prado-Museum stehen Tausende von Madrileños. Die Schlange ist fast einen Kilometer lang. Nein, diesmal gehts nicht ums Fussballbillet. Bis zur Kirche Jesus von Medinaceli reicht das dunkle Band der Wartenden. Madrids Bevölkerung strömt traditionsgemäss am ersten Freitag der Fastenzeit zur wunderbaren Christus-Figur. Um dem Andrang zu genügen, wurden in dem kleinen Franziskanertempel diesmal 26 Messen abgehalten. Trotzdem müssen die Leute schon nachts ihren Platz in der Schlange wahren. Frauen haben sich Klappstühle mitgebracht, Brot und Kaffee in Thermosflaschen. Sie sind in den schwarzen «Mantons» gehüllt, das klassische Umschlagetuch, denn der Morgen an einer Madrider Strassenecke ist bitter kalt. Viele Gläubige kamen aus nahen Provinzen zu Fuss, über frostkalte Berge und verregte Landstrassen.

Aber März, trotz wechselvoller Laune, winkt doch schon mit einem Taschentuch aus weissen Blüten: Bahn frei für den Frühling! Durch eine Spitzengardine junger Zweige sieht man von der «Casa de Campo» auf Madrids Hochhäuser und das verschneite Guadarrama-Gebirge. Die «Casa de Campo» war während des Bürgerkrieges das blutige Schlachtfeld der Hauptstadt. Nun will sie ihre trübe Vergangenheit endgültig unter Ginster und Pinien begraben. Die letzten abgesperrten Terrains sind fürs Publikum geöffnet worden. In den ehemaligen Schützengräben wachsen Butterblumen. Ein bisschen Papier, hier und da, deutet schon auf die Picknicks erster Ausflügler. Freilich! Die alten Herren mit dem kastilianischen Capemantel und dem breiten Hut zucken die Achseln. «Pelada!» — «Wie eine Glatze!» lautet ihr Urteil. Um Lokalpatrioten zufrieden zu stellen, ist eine neuerliche Aufforstung des «Campo»-Gebietes für 25 Millionen Peseten geplant.

Madrids Stadtrat zeigt überhaupt frühlingssässige Tatenlust. Fluoreszenz Beleuchtung der besseren Viertel, neue Autobusse, neue Trolleybusse, neue Eisenstühle für die Leute, die sich gern auf die Strasse setzen und ihresgleichen betrachten, hygienische Müllabfuhr, Einheitsrichtung auf der verkehrstobenden Gran Via, — das sind nur ein paar Beispiele von Reformen, die beschlossen oder schon durchgeführt sind.

Eine «Woche der Vorsicht» wurde eben abgehalten,

in den verschiedenen Kirchen auf verschiedene Weise spiegeln, wurde nirgends vertreten.

Im Gegenteil: Von manchem Teilnehmer mag es schmerzlich empfunden worden sein, dass die am Vormittag in der lieblich über dem Zürichsee gelegenen Heimstätte Ankommenden durch zwei auseinanderweisende Schilder zu den beiden getrennten Gottesdiensten geführt wurden. In der Andacht für die Protestanten warnte Professor Blanke vor drei Untersuchungen bei der Begegnung mit dem Katholizismus:

Zufriedenes Zürich ohne politische Ambitionen

ftb. Unbeeindruckt vom Treiben der politischen Parteien, die versuchten, die Bürger aus einer milden Frühlingsstimmung aufzuscheuchen, vollzogen — wie bereits berichtet — die Zürcher über das Wochenende die Wahl des Stadt- und Gemeinderates. Um die politischen Leidenschaften zu entzünden, war kein Stoff vorhanden, und das Scharfmachen mit dem Motto «umegäh gilt», das die Sozialdemokraten als «Antwort auf den 6. Dezember» wählten, wöhlte ebenfalls nicht recht verfangen. Wenn schon, dann vielleicht eher noch die Fackelumzüge, welche von dieser Partei in einigen Stadtkreisen veranstaltet wurden. Weder die Stromtarife noch das Globusproblem liessen sich klar genug zu Gunsten einer Partei ausschlagen, weder der Wohnungsmangel noch das Projekt zu einem Zürcher Jugendhaus oder das abgelehnte Riesenstadion. Mit der schlechtesten Ausgangsposition stieg der Landesring in das Rennen, nachdem sich der Präsident der unabhängigen Gemeinderatsfraktion über den Parteibeschluss hinweg selbst zum Anwärter auf einen Stadtratssitz aufgeworfen hatte, wobei es ihm allzu leicht fiel, vollklingende

ten und — das scheint uns wichtig — eines daran setzen, um aus Schul- und Geschichtsbüchern offensichtliche tendenziöse Unrichtigkeiten und Verzerrungen gegen die andere Konfession auszumergen.

Die Teilnehmer der Tagung wünschten diese zehn Gebote schriftlich heimzunehmen und aufbewahren zu dürfen. Wenn sie beherzigt und befolgt werden, dann war dem Wagnis von Boldern sicher Erfolg beschieden.

Ausleseprinzipien, denen sich der Landesring verschreibt, gegen den Landesring zu drehen.

Ein migrosfeindliches Komitee erkannte die Blösse des Landesrings und griff zentral an, indem es in einigen Zeitungen ein ganzseitiges Inserat einrückte, das Gottlieb Duttweiler auf dem Nagelbrett als Schlangenschwörer, umtanzt von seinen wirtschaftlichen Geschöpfen, zeigt. Der Freisinn tat ein übriges und unterstützte mit einer Hand den landesringlichen Meuterer, der andererseits von den erschreckten Sozialdemokraten heftig bekämpft wurde. All das gab den Unabhängigen in den Wahlen für den Stadtrat wie für den Gemeinderat einen schweren Stand, um so mehr, als der Unabhängige mit dem immer noch grössten persönlichen Prestige, Gottlieb Duttweiler selbst, über die Stadtratswahl kein Wort verlor und statt dessen Vorträge über seine Reiseindrücke aus der Türkei hielt. Der Abstieg des Landesrings kam in der Stadtratswahl darin zum Ausdruck, dass die beiden parteioffiziellen Kandidaten, der bisherige Schulvorstand Hans Sappeur und der als Nachfolger von Stadtrat Heinrich Oetiker aus-

brauch entzogen und profanen Zwecken dienstbar gemacht worden. Sie hat dabei so schweren Schaden gelitten, dass heute ihr Abbruch erwogen wird.

Notizen

In Muotathal haben die Stimmberechtigten mit 273 gegen 229 die Einführung der geheimen Urnenwahl beschlossen; für Sachfragen gilt nach wie vor das offene Handmehr.

ersehene Dr. Sigmund Widmer mit den kleinsten Stimmenzahlen gewählt wurden.

Nach der Wiederwahl von Stadtpräsident Dr. Emil Landolt sowie der Stadträte Albert Sieber, Jakob Peter, Dr. Willi Spühler, Alois Holenstein und Dr. August Ziegler und der Neuwahl von Walter Thomann setzt sich Zürichs Stadtrat wie in der vorangehenden Amtsperiode zusammen aus vier Sozialdemokraten, zwei Freisinnigen, zwei Vertretern der Unabhängigen und einem Christlichsozialen. Grundsätzlich haben wohl die Zürcher ihre Zufriedenheit ausgedrückt, und unter diesen Umständen erscheint die Stimmbeteiligung von fast 71 Prozent beachtlich. Ein Mann dagegen hat Grund, über diese Stadtratswahl enttäuscht zu sein: Ingenieur Heinz Ritter, der zehnte Stadtratskandidat. Er hatte den schweren Alleingang gewagt und war damit landesringlicher als der Landesring geworden. Nur lag in seinem heissen

P 340 O

U. SAUTER GOLDSCHMIED AG. FREIESTRASSE 27
JUWELEN + GOLD- UND SILBERWAREN + MARKENUHREN

mit Riesenplakaten an allen Ecken, denn auch hierzulande gibts mehr Autounfälle als nötig. Mit dem süßen spanischen «Jeder wie er will» ists aus. Wer seinen Hund ohne Maulkorb spazierenführt, wer sich auf den Anhängerhaken von Strassenbahnen setzt und umsonst mitfährt, wer seine Braut auf der Strasse küsst, — der wird rücksichtslos bestraft. Verboten ist es auch, nachts an der Ecke Flamenco zu singen oder auf der Gitarre zu klimpern; aber es ist auch nicht erlaubt, deswegen Wasser aus der Giesskanne fallen zu lassen oder den Blumentopf. Verboten ist es sogar, um ein Uhr früh seinem Nachbarn ein Radiokonzert zu bieten, wies doch bisher üblich war. Ist Spanien noch Spanien? Nicht einmal Wäsche darf auf den Balkons hängen! Und für alle diese Delikte mussten hier soeben tausendunddreihundert Bussen gezahlt werden.

Während Madrid auf so vorbildliche Weise um sein Ziel kämpft, eine europäische Hauptstadt ersten Ranges zu werden, vernügen sich die Valencianer mit ihren «Fallas», — Auftakt des alljährlichen Tourismus. Ein Frühlingfest, — ein Bombenfest! Umzüge, Krach und Feuerwerk. Durch moderne Strassen, die vom Hchhäusern bis zum Himmel gerandet sind, durch mittelalterliche Gassen mit grauen Palais, Türmen und ziselierten Eisentoren zieht der frohe Strom. Valencias beste Zeichner und Maler haben gigantische Figuren geschaffen, die durch die Stadt getragen und schliesslich in einem lodernen Scheiterhaufen verbrannt werden, — die «Falla». Diesmal hat auch der berühmte Salvador Dali zum Glanz des Festes beigetragen. Dali ist bekanntlich ein Genie mit Doppelbegabung. Die Kunst zu malen und die Kunst der Propaganda beherrscht er gleicherweise. Lange wurde von seinem fanatischen Stierkampf-Projekt gesprochen, wo ein Hubschrauber die tote Bestie davontragen sollte. Nun hat er diese «Corrida» wenigstens im Abbild dargestellt. Ein Riesenvogel aus brennbarem Material mit einer Schraube aus Rasierklingen auf dem Rücken symbolisiert das Flugzeug. Und eine Arena aus Holz und Pappe ist auch entstanden. Das ganze Werk, — verrückt und dekorativ, — da gehts in Valencias Feuer auf.

Aber auch die tüchtige Stadt Barcelona trifft inzwischen festliche Vorbereitungen. Wie kommt es wohl? Der alte Richard Wagner ist so beliebt bei den Katalanen als wäre er ein Sohn des Mittelmeers. Vielleicht, weil Wagner die Gralsfrage auf die Opernbühne gebracht hat, und der katalanische Montserrat als

Sitz der Gralsritter gilt? Sicher ist: Jeder zweite Barcelonenser ist ein begeisterter Wagner-Schwärmer. Die musikalische Anhänglichkeit soll jetzt belohnt werden. Ab 1955 werden die Bayreuther Festspiele alljährlich in Barcelona gastieren, — eine Ausnahme, denn noch nie haben sie die Heimatstätte verlassen. Das «Liceo» von Barcelona wird schon jetzt für das enorme Schauspiel hergerichtet. Spiegel und Reflektoren mit erstaunlichen Lichteffekten werden installiert, und das ganze Theater vergrössert.

Die Gräfliche Stadt, wie sich Barcelona nennt, kann übrigens auf einen Ursprung zurückblicken, der direkt bei Adam beginnt. Im Goldkeller von Molins del Rey, einer Höhle, wo schon zu Hannibals Zeiten Goldschmuck entdeckt worden ist, sind jetzt wieder grossartige Funde gemacht worden: Ein Dolch und mehrere Begräbnisvasen, die den Herren und Damen der Steinzeit gehört haben. Auch ein Gefäss aus der Bronzezeit, gänzlich erhalten, wurde zutage gefördert und bereichert das Nationalmuseum.

Trotz ihrem stattlichen Stammbaum denkt die Katalanenrasse nicht ans Aussterben. Drillinge wurden neulich in Barcelona geboren; wie's meistens geht, bei ganz armen Leuten. Nachbarn sandten einen Radio-Hilferuf an die Bevölkerung. Zwei Stunden später langten in Barcelonas Funkstation zwölf Kinderwagen an; Wäsche, als wär's für einen Laden, Medizin, wie für eine Apotheke. Was mehr ist: Da stand eine Krankenschwester! Das brave Mädchen stellte sich zur Verfügung, um Mutter und Kinder gratis zu pflegen.

Noch eine iberische Stadt bereitet sich auf eine grosse Feier vor: Santiago de Compostela. Hier werden Pilger aus aller Welt erwartet, denn es ist das Heilige Jahr des spanischen Apostels Santiago, der die Muselmänner schlug. In der wunderschönen Stadt seines Namens regnet es fast das ganze Jahr — eine merkwürdige Ausnahmerscheinung für Spanien. Die Bewohner tragen «Zuecos» — Holzschuhe — und traben damit klappernd über ehrwürdige Kopfpflaster. Hügel und Wiesen sind grün wie in England.

Wenn doch das Wetter mehr Gerechtigkeit walten liesse! Aber die Provinz Cordoba leidet wieder einmal unter der übergrossen Trockenheit, und mit der diesjährigen Baumwollernte sieht's folglich nicht gut aus. Ein Unternehmen hat sich bereits mit einem SOS an die Wissenschaft gewendet. Amerikanische Techniker sollen jetzt künstlichen Regen produzieren über eine Ausdehnung von 200 000 Hektaren hinweg.

Asturien? Wieder ist das Wetter anders. Hier verschwand ein Dorf seit Monaten unterm Schnee. Die Einwohner haben sich Tunnels von Haus zu Haus gegraben und besuchen sich zum Kaffeeklatsch. Was sollen sie sonst tun? Das Ereignis ist für sie nichts Neues. Es wiederholt sich in Asturien fast jedes Jahr.

So phantastische Einfälle wie das Wetter hat sonst nur das Schicksal. Eine Frau, die sozusagen nicht geboren ist, erbt jetzt zehn Millionen Bolivar. Nicht geboren? Nein. Denn im Zivilregister war sie nicht eingetragen, und es hat Arbeit gekostet, sie nach dem Tode ihres venezuelanischen Onkels überhaupt ausfindig zu machen. Von Caracas führte der Weg bis zu den kanarischen Inseln. In Tenerifa lebte die künftige Millionenerbin — und zwar im Irrenhaus. Obwohl andere Familienmitglieder protestieren, will das Gericht der harmlosen Geisteskranken das Vermögen zusprechen und hat schon einen Vormund für sie ernannt.

Geschichten, sensationeller als in Romanen, geschehen alle Tage. In San Sebastian raubt ein Mann seine vier Kinder, die bei der geschiedenen Gattin wohnen, und verschwindet spurlos mit ihnen. Wahrscheinlich ist er im Flugzeug über Frankreich nach Mexiko entkommen. Kein Mittelloser natürlich. Man hört, dass der Räuber seiner Kinder 40 Prozent der mexikanischen Baumwollindustrie kontrolliert.

Aber sogar im friedlich träumenden Avila, Stadt der römischen Ringmauern, geschah neulich etwas — nichts Ernstes, glücklicherweise. Es handelt sich um einen blossen Irrtum im Telefonbuch. Da blättert ein eiliger Reisender nach der Nummer, die er braucht, und nimmt den Hörer ab: «Por favor — haben Sie ein Zimmer frei?» — «Hier ist der Friedhof!» antwortet jemand mit Grabesstimme. Ja, es gibt geradezu unheimliche Druckfehler. Wer nach Avila reist, soll sich daran erinnern. Denn vor der Telefonnummer des Kirchhofs steht mit philosophischem Tiefsinn: «Hotel Excelsior».

Angenehmer klingt doch da die Aktualität von Gerona. In Gerona duftet's und duftet's die ganze Nacht. Die Leute machen das Fenster auf, obwohl es immer noch kalt ist. Himmlisch! Welche Luft! Geben sich Feen ein Steildichein? In andern Mondnächten riecht's doch hier bloss nach Abflussröhren... Des Rätsels Lösung ist einfach. In der nahen Parfümfabrik war ein Gefäss geplatzt. Im Rinnslein der Strasse entlang sickert ein Bächlein aus Kölnisch Wasser.

Carmen Rossinelli